

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Le Fort, Elisabeth von: Das wiehernde Pferd. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Das wiehernde Pferd

Erzählung von Elisabeth von Le Fort

Wenn der Bauer Heinrich Schulz nach vollbrachtem Tagewerk mit seinem Gespann, das aus einem Pferd und einem Ochsen bestand, heimkam, spielte sich täglich dieselbe kleine Szene ab. Sie fuhren lautlos durch den hellen Sand, der keine Räder Spuren festhielt, sondern wie feiner Zucker hinter ihnen zusammensiel. Der kleine Hof, der Heinrich Schulz gehörte, lag eingebettet in die Einsamkeit von Heide, Bruch und See. An der Stelle, da der niedrige schiefe Gartenzaun begann, fing der junge Fuchs jedesmal an, in die Stille hinein zu wiehern. Es war ein lautes und kräftiges Wiehern, es war ganz voller Lebensfreude und Lebenskraft, es war ein Ton, der das Schweigen der Landschaft seltsam unterbrach. Was hörte man sonst auf diesem Hof? Den Ruf einer Eule, das Krächzen der Krähen, oder das Brüllen einer Kuh. Aber alle diese Töne fügten sich ein in die schwere Stimmung der Landschaft, sie waren die Aeußerungen armseliger Kreatur, die leidend und kämpfend lebte. Das Wiehern des jungen Pferdes aber war anders, es war wie ein Triumph über Mühsal und Düsternis, es war ehrlich und froh, es war wie ein Lachen.

Jedesmal, wenn der Fuchs so aufwieherte, riß Heinrich Schulz das Pferd ärgerlich am Zügel, oder er gab ihm auch wohl einen Schlag mit der Peitsche. Dabei murmelte er ein paar böse Worte vor sich hin. Das Pferd tat einen kleinen Seitensprung, und darauf wandte es den Kopf seinem Herrn zu, es hob leicht die Oberlippe, die sich kräufelte, es rollte die Augen, ein seltsamer Ausdruck trat in das Pferdegesicht, man hätte ihn „hochmütig“ nennen können, obgleich das menschlich gesprochen war, denn jedenfalls wußte das Tier nichts davon.

Immer beobachtete die alte Base mit den kleinen runden Mäuseaugen vom Küchenfenster aus diese tägliche Szene. Eines Abends, als sie mit dem Bauer vor der Tür saß, entschloß sie sich zu einer Frage. Sie hob den kleinen Kopf mit dem

verkümmerten Scheitel vom Strickstrumpf und sagte: „Was ist es mit dem Fuchs?“

Heinrich Schulz, der über seiner Pfeife versunken dagesessen war, blickte nun auch auf, er wunderte sich, daß die Base ihn etwas fragte.

„Du schlägst ihn“, sagte die Base.

„Er macht so viel Lärm“, erwiderte Heinrich.

Die Base strickte weiter, und der Bauer senkte wieder den schmalen Kopf über die kurze Pfeife. Sommerhitze lagerte noch über dem Hof, obgleich sich schon die Abendwolken dunkelviolett aufstürmten, und der Wald eine schwarze Mauer bildete. Vom See her kam nur ein Murmeln.

„Es ist ja still genug hier“, sagte die Base nach längerer Pause, „und sonst ist es doch ein gutes Pferd.“

„Aber es ärgert mich!“ Heinrich Schulz sprach lauter, als es sonst seine Art war, Stirn und Augenbrauen drohten in seinem hageren Gesicht, dessen große scharfe Züge keinen Raum für etwas Fleisch und Fläche ließen.

Die Base begann langsam in erzählendem Ton: „Wenn Martha in den Stall kam, hat der Fuchs jedesmal gewiebert, dann lachte die Dirn. Deine Frau sagte: ‚Das sind zwei Rindsköpfe, die lachen beide so viel.‘“

„Pferde haben nicht zu lachen“, sagte Heinrich, „und Martha ist ja nun tot.“

„Und deine Frau auch“, vollendete die Base.

„Das weiß man immer noch nicht“, sagte Heinrich.

„Einer wird es wohl wissen“, sprach die Base halblaut vor sich hin.

„Was willst du damit sagen?“ fragte er und beugte sich zu ihr.

Sie ließ ihren Strumpf sinken. „Wenn einer deine Frau umgebracht hat, der Mörder wird es wohl wissen“, sagte sie.

„Ja, das ist so.“ Er ließ sich zurückfallen und nickte finster. Und nun sprachen sie nicht mehr, aber die Schatten der Vergangenheit umkreisten sie.



Jedesmal, wenn der Fuchs so aufwieherte, riß Heinrich Schulz das Pferd ärgerlich am Zügel, oder er gab ihm auch wohl einen Schlag mit der Peitsche.

Am nächsten Abend saßen sie wieder beide stridend und rauchend vor der Tür. Die Luft war so schwer, als hätte sich der Himmel zu tief hinabgesenkt und beengte den Raum. Nach langem Schweigen begann Heinrich Schulz: „Ich will den Fuchs verkaufen, es ist ein freches Tier.“

„Martha mochte ihn leiden“, sagte die Base. „War ja eine närrische Dirn! Manchmal hat sie die Arme um den Gaul geschlungen und hat den Kopf an seinen Hals gelegt, noch zuletzt hat sie so getan, und ich glaube, sie weinte. Am Tag darauf ist sie in den See gegangen.“

„Laß sie ruhen!“ sagte Heinrich. „Sie hat uns ja nun verlassen. Warum ging sie fort?“ sagte er verbissen.

Die Base rückte näher zu ihm. „Du, ich seh’ sie manchmal“, flüsterte sie. „Sie hat wohl keine Ruh! Da huscht etwas über den Hof, — sie ist es! Die arme Dirn!“

Der Bauer sprang auf. „Das ist ja Unsinn, Aberglaube ist das! Wer tot ist, ist tot und fort! Du sollst nicht immer von den Toten reden!“

„Ist ja doch niemand sonst hier“, sagte die Base, „als du und ich, und die beiden Toten. Es kommt mir keine Magd wieder auf den Hof, weil es die Dirns graust.“ Sie flüsterte, als schauerte es sie bei ihren eigenen Worten.

Ein leichter Wind war jetzt aufgestanden, er kam von den Wäldern her über Heide und Moor gefahren, daß die Birken und Ebereschen am Wege sich sanft neigten und das Schilf am See verstoßlen knisterte.

Alle Töne waren leise, als erbebten sie über einem tiefen Geheimnis.

Aber da wachte ein anderer Klang auf. Zuerst war es nur ein leichtes Getrappel, ein klappernder Hufschlag, dann schob sich ein Pferdekopf um die Ecke des Hauses, und in dem Augenblick, da der Fuchs ganz sichtbar wurde, wieherte er auf. Es war wie ein langer Triller, dieses Wiehern, furchtlos und ehrlich.

„O du hast die Stalltür offen gelassen!“ rief die Base.

Der Bauer war aufgesprungen. „Ranaïlle!“ rief er. „Willst du einen auch noch schrecken!“

Der Fuchs hob nach seiner Art die Oberlippe, kräuselte sie und sah den Bauer mit rollenden Augen von der Seite an.

„Auch noch drohen willst du mir, du Biest!“ rief er. „Warte, ich will dich lehren!“

„Laß ihn!“ sagte die Base, die auch aufgestanden war. „Ist doch nur eine unvernünftige Kreatur!“ Sie hatte bereits die Leine ergriffen und führte den Fuchs in seinen Stall.

Als sie zurückkam, stand Heinrich Schulz noch schwer atmend da. „Spielt da den Geist!“ rief er. „So’n Teufel!“

„Ach Gott, die unvernünftige Kreatur!“ wiederholte die Base.

„Das ist keine unvernünftige Kreatur,“ sagte der Bauer, und nun war er ruhig geworden, aber er sprach leise und geheimnisvoll: „Da ist wer — im Tier.“

Die Base sah ihn von der Seite an.

„Wie kannst du so dummes Zeug reden!“  
agte sie. „Aber es ist dir wohl alles ein  
bißchen in den Kopf gegangen.“

Drei Tage darauf erschien Wilhelm  
Mein; er möchte den Fuchs wohl haben,  
da Heinrich ihn doch verkaufen wollte. Wil-  
helm Mein war ein größerer Bauer, der  
viele Felder besaß.

Die beiden Männer gingen in den  
Stall. Wilhelm Mein stand breit und be-  
händig neben dem mageren Nachbar. Er  
besah sich den Fuchs von allen Seiten. „Ist  
ein kräftiges Tier“, sagte er, „und scheint  
auch ein frommes Tier zu sein.“

„Na ja, arbeiten kann er, aber sonst hat  
er keinen angenehmen Charakter“, sagte  
Heinrich wegwerfend, „darum geb ich ihn  
fort.“

„O wir beide werden schon gut Freund  
werden“, sagte Wilhelm Mein und klopfte  
dem Fuchs den Hals, seine freundlichen  
grauen Augen lächelten auf das Tier  
nieder.

So zog der Fuchs aus dem Stall, und  
Heinrich Schulz holte sich als Ersatz ein  
altes, stilles Pferd, dem war das muntere  
Wiehern wohl in einem langen Leben der  
Arbeit vergangen. Heinrich konnte zufriede-  
nen sein.

„Nun ist niemand mehr hier, der lacht“,  
sagte die Base. „Ist doch eigentlich schade!“

„Hier braucht niemand lachen“, sagte  
der Bauer. „Ist dies wohl ein Haus, wo  
man lacht?“

„Du hast ja recht“, sagte die Base, „aber  
ich hatte den Fuchs gern, und deine Frau  
und Martha mochten ihn auch leiden.“

„Du sollst nicht immer von ihnen spre-  
chen!“ rief Heinrich und sah die Base böse  
an. „Ich habe genug um sie ausgehalten,  
immer die Gendarmen im Haus, und die  
Verhöre bei der Polizei! Hast du das schon  
vergessen?“

„So was vergift man wohl nie“, sagte  
die Base, „und ich krieg ja auch keine  
Magd wieder ins Haus, und im Dorf  
reden sie immer noch, daß die Frau . . .“  
Sie sprach den Satz nicht aus, denn der  
Bauer sah sie mit einem so strengen Blick  
an, daß ihr die Rede verging.

Ja, Heinrich Schulz hätte nun wohl zu-  
frieden sein können, niemand störte mehr

die Stille des Hofes. Dort, wo einst die zu-  
packende Stimme der Bäuerin, der geschäf-  
tigen Henne, ertönt war, und das Tauben-  
girren der jungen Magd, lag ein tiefes  
Schweigen wie immerwährende Trauer  
um die beiden Toten.

Aber es war doch keine rechte Ruhe in  
dem Bauer. Oft nach Feierabend ging er  
über den Hof, und wenn die Base ihn vom  
Fenster aus beobachtete, sah sie, wie er hier  
stehen blieb und dort, aber nicht etwa, als  
sähe er nach dem Rechten, sondern wie  
einer, der in tiefen Gedanken ist. Manch-  
mal wachte die Alte in der Nacht auf,  
dann hörte sie den schweren Schritt des  
Bauern in seiner Kammer auf und nieder  
trappen. Zuweilen stieg er sogar die Treppe  
hinunter, öffnete die Haustür und ging ins  
Freie hinaus. Sie wagte nicht, ihm zu  
folgen, aber einmal, als der Mond so hell  
schien, trat sie ans Fenster, da sah sie den  
Bauer vor dem Pferdestall stehen im Rah-  
men der geöffneten Tür, die Arme über  
der Brust gekreuzt, das Mondlicht beleuch-  
tete sein wie aus Holz geschnittenes  
Gesicht.

Er hat's im Kopf, dachte sie, aber sie  
hütete sich, Heinrich merken zu lassen, daß  
sie von seinen nächtlichen Wanderungen  
etwas wußte.

Der Sommer glitt in den Herbst hin-  
über, der Schrei der Krähen ertönte über den  
kahlen Feldern, die dunklen Wacholder-  
büsche auf der Heide ragten gespenster-  
haft aus Nebelschwaden hervor. Der Hof  
war eingesponnen in einen Dunstschleier,  
und wo ihn abends der Lichtschein aus dem  
Fenster traf, sah man den Nebel wogen  
und wallen, als wären unsichtbare Geister-  
hände bei ihrem verschwiegenen Treiben.

Der Fuchs tat nun seine Arbeit bei  
Wilhelm Mein, er durfte dort nach Her-  
zenslust wiehern, keiner schmähte ihn des-  
wegen.

„Hast recht“, sagte Wilhelm Mein, der  
breite, gemittliche Mann, „nur immer  
lustig sein, ehe die bösen Jahre kommen.“

Es war nun die Zeit, da die Bauern  
mit dem Pflug über die Felder fuhren, daß  
die letzten Stoppeln und Halme, die letzten  
bescheidenen Blümchen verschwanden,  
während Furche auf Furche in dem dunk-

len Erdreich entstand, und die Schollen breit lagerten.

Wilhelm Mein war dabei, seinen großen Acker zu bearbeiten, der an Heinrich Schulz's kleines Feld grenzte. Er konnte von fern den Nachbar bei der gleichen Tätigkeit sehen, und wenn sich die beiden Gespanne der Grenze näherten, kamen sich die Bauern ganz nahe, dann rief Wilhelm Mein in seiner fröhlichen Art ein Wort herüber.

In langsamem, gleichmäßigem Schritt zogen die Gespanne auf und nieder. Plötzlich blieb der Fuchs stehen. „Na, was ist denn?“ redete Wilhelm Mein ihn an. „Nur vorwärts!“

Aber das Pferd machte einen kleinen Seitensprung, dann hob es die Oberlippe, die sich leicht kräuselte, und wandte von der Seite den Kopf mit rollenden Augen dem Bauer zu, es tat keinen Schritt weiter.

„Ja, was ist denn in dich gefahren?“ sagte Wilhelm Mein. „Nun warst du immer brav bisher, kriegst du heut doch mal deine Mucken?“

Er hob anspornend die Peitsche. Das andere Pferd zog an, aber der Fuchs tat nicht mit, er rührte sich nicht von der Stelle. Wilhelm trat an ihn heran, klopfte ihm den Hals und sprach beruhigend auf ihn ein. „Nun sei man vernünftig, mein Alter, da gibt's nichts zu erschrecken!“

Das Pferd gehorchte endlich, war aber doch noch irgendwie erregt, denn es zitterte leicht, auch tat es einen kleinen Sprung, als wollte es nun schnell diese ihm unangenehme Stelle hinter sich lassen. Seine Hufe, auch die des anderen Pferdes, sanken tief in den Boden ein.

Drüben jenseits der Grenze stand Heinrich Schulz. Er hatte seinen Pflug sinken lassen und schaute mit angespanntester Aufmerksamkeit zu dem Nachbar herüber. „Hab ich dir das nicht vorher gesagt?“ rief er. „Das ist ein störrisches Vieh!“

Nachher ging das Pferd wieder in gleichmäßigem, ruhigem Schritt weiter. Als sie aber zurückkamen und dieselbe Stelle des Ackers erreichten, spielte sich die kleine Szene in der gleichen Weise ab: der Fuchs blieb stehen, zitterte und zeigte in seinem Pferdegesicht alle Zeichen der Erregung.

„Na, na!“ sagte Wilhelm Mein, und er stand dicht neben dem Pferd, dem er wieder den Hals klopfte.

Da kam plötzlich eine lange, hagere Gestalt in großen Sprüngen über den Acker, in der Hand schwang der Mann die Peitsche, und da er nun den Arm hob, erschien seine dunkle Silhouette gegen den hellen Himmel fast unheimlich groß und drohend.

„Wart, ich will dich lehren!“ schrie Heinrich, und schon sauste sein Hieb durch die Luft. Wilhelm Mein fing ihn im letzten Augenblick auf und gab dem Schlag eine andere Richtung. „Laß du mein Pferd in Ruh!“ rief er zornig.

Der Fuchs hatte sich hoch aufgebäumt, dann blieb er schnaubend stehen.

„Totschlagen sollte man so 'n Biest!“ schrie Heinrich. „Schlag ihn doch tot, Wilhelm!“

„Bist du verrückt?“ rief Wilhelm Mein. „Geh du zu deiner Arbeit, ich werde allein mit dem Fuchs fertig!“ sagte er befehlend.

Langsam schwankte der Hagere zurück, aber er wandte sich noch einmal um. „Daß du verreden mögest!“ schrie er herüber. „Bestie du!“

„Verrückter Kerl!“ murmelte der andere. Es dauerte eine Weile, bis Wilhelm den Fuchs zum Weitergehen brachte, und wieder hastete das Tier über die ihm unangenehme Stelle mit einem scheuen Seitensprung hinweg.

„Ist das nun eine Laune, oder was soll das heißen?“ sagte Wilhelm Mein zu sich. Er bemerkte, daß die Pferdehufe in den Boden einsackten. Da ist eine Unebenheit, dachte er, aber das bedeutet doch nichts. Und dann kam ihm die kleine Begebenheit aus dem Sinn.

In dieser Nacht überfiel Heinrich wieder die Unruhe. Er stand auf und ging zum Haus hinaus, über den Hof und weiter. Es war eine dunkle Octobernacht, voll von einem geheimen Tropfenfall, der so gleichmäßig war, daß man ihn kaum vernahm, voll von einer Feuchtigkeit, die die ganze Atmosphäre erfüllte, und jedes Blatt und jede Ackerkrumme einhüllte. Das Auge vermochte nicht, die Dunkelheit zu durchdringen, aber Heinrich kannte den Weg. Er überquerte die Birkenallee, schritt über

das Weideland zwischen den kleinen gepfensterhaften Wacholderbüschen dahin und kam zu Wilhelm Meins Acker.

Nun ging er hierhin und dahin, und dann stand er wieder und starrte. Einmal bückte er sich nieder und tastete mit der Hand den Erdboden ab. Später irrte er wieder umher und kam erst gegen Morgen heim.

Am nächsten Tag trafen sich die beiden Bauern wieder draußen, als sie ihre Aecker fertig pflügen wollten. Und wieder begegneten sie sich an der Grenze.

Plötzlich bemerkte Wilhelm Mein Fußspuren im Acker, in dem weichen, aufgelockerten Boden zeichneten sich deutlich große Männerfüße ab. „Da ist ja jemand gegangen, sonderbar!“ sagte er vor sich hin, ohne jedoch zunächst der Sache weitere Bedeutung beizulegen. Später führte ihn sein Heimweg vorbei an der Stelle, wo der Fuchs am gestrigen Tag ein so seltsames Gebaren gezeigt hatte. Jenseits der Grenze zog Heinrich Schulz hinter ihm her.

Nun sah Wilhelm wieder die Fußspuren, und zwar deutlicher, sie beschrieben einen Kreis, als wäre jemand rundum gegangen, und wieder rundum, gerade dort, wo der Boden die Unebenheit gezeigt hatte, die sich noch jetzt durch eine tiefere Senkung bemerkbar machte.

„Da sind so viel Fußspuren!“ rief Wilhelm Mein dem Nachbar zu, und der entgegnete schnell: „Hier hat doch niemand was zu suchen!“ Dann wanderte er heim.

Wilhelm Mein aber überlegte: „Wer hat denn hier zu gehen?“ Und nun folgte er den Fußspuren, die zur Grenze führten, und weiter an Heinrichs Acker entlang, dorthin, wo der Nachbar eben entschwunden war. Und nun zeichneten sich plötzlich zwei Fußspuren ab, die in geringer Entfernung nebeneinander verliefen, Fußspuren, die sich begegneten, Fußspuren, die sich ganz gleich waren in Länge und Breite, im Abstand voneinander, Fußspuren, die der gleiche Schuh in den Boden gedrückt haben mußte.

Wilhelm Mein blieb wieder stehen und faßte sich an die Stirn. „Es heißt, Pferde sehen mehr als Menschen“, sagte er gedankenvoll.

Am nächsten Sonntag ging er hinaus

und grub im Acker nach. In ungefähr 80 Zentimeter Tiefe stieß er auf menschliche Knochen. Da legte er seinen Spaten beiseite, um seinen Fund bei der Polizei zu melden. —

Heinrich hatte an diesem Sonntag das alte Pferd aus dem Stall geholt und auf die Weide gebracht. Es gab da einen kleinen Schaden am Zaun zu reparieren, und so ging er am Abend noch einmal hin, um die Arbeit auszuführen.

Danach fiel er wieder, wie so oft, in einen Zustand der Versunkenheit, daß er regungslos stehen blieb. In seiner Nähe ließ ein schlanker Ebereschbaum seine roten Farbenbüschel wehen, die Blätter an den Zweigen waren schon braun und verknüllt, aber die Korallenketten leuchteten noch. Der Bauer richtete den Blick auf die schimmernden Früchte, sie ärgerten ihn mit ihrem aufdringlichen Rot. Er faßte einen Zweig und riß einen Beerenbüschel ab. Das leuchtete so rot wie Blut! Er warf die Früchte zu Boden und zerstampfte sie ärgerlich mit dem Fuß. „Was braucht ihr euch so breit machen!“ sagte er.

Es waren noch viele andere Früchte an dem Baum, sie glänzten bis in die höchsten Spitzen. „Na, ihr müßt auch einmal herunter, die Vögel werden euch schon holen!“ Er malte sich aus, wie der Baum im Nebel versinken würde wie alles hier. Heinrich liebte den Nebel, er deckte alles zu, jedes Geheimnis versank in ihm. Hier kam nichts heraus, hier war man sicher; vor den Lebenden hatte man seine Ruhe. Wenn nur die Toten nicht wären!

„Da huscht etwas über den Hof, — sie ist es, Martha!“ hatte die Base gesagt. O auch er fühlte das so oft, dieses Huschen und Schwanken und Gleiten, plötzlich ganz nahe an ihm vorüber, das schuf das Grausen. Es war nicht Martha, es war die Frau! Die kam immer wieder! Zuerst hatte sie sich Martha geholt, die süße Dirn, nun wollte sie ihn haben, er mußte das! Immer führte er einen stillen Kampf gegen sie, die Tote.

Während der Mann so stand und grübelte, hatte sich das Bild um ihn allmählich geändert. Die Sonne war inzwischen im See versunken, und da, wo sie ihre

Straße gezogen war, schwammen jetzt gelbe Streifen auf dem fernen Wasserspiegel, und darüber bauten sich die Wolken wie eine metallisch glänzende Bergkette auf. Aus dem schweigenden Nichts war plötzlich eine Welt voll Farbe und Schimmer erstiegen, doch ohne die friedliche Stimmung, wie sie sich nach manchem strahlenden Tag herniedersenkte, — hinter diesen Farben lauerten Sturm und Regen, allerlei Wildes und Bedrohliches.

Als sich der Bauer jetzt umwandte, sah er die Veränderung in der Natur. „Da ballt sich was zusammen!“ sagte er.

Er blickte nach der anderen Seite, wo rosa Wolken über dem Bruch hinzogen. Sie wurden schnell tiefer in den Farben, zergingen und bildeten neue Formen, und da erstanden Bilder in den Wolken, Gesichter, menschliche Arme! War das nicht Marthas lächelnder Mund? Und dort die Frau mit drohender Gebärde!

„Das ist ja Spuk!“ Er rieb sich die Augen, er wollte die Bilder nicht sehen! Nun waren sie auch schon zergangen.

Aber da schob sich schon wieder ein neues Bild zusammen, das war ja doch — ein Pferdekopf! „Fort mit dir! Mußt du mich denn überall verfolgen?“ Der Zorn wallte in ihm auf, als hätte er den Fuchs vor sich. Er hob die geballte Faust zu den Wolken. „Untersteh du dich, mir wieder in den Weg zu kommen!“ murmelte er.

Ja, warum stand er denn hier und ließ sich äffen? Er wollte doch heim gehen! Aber wie unter einem Zwang mußte er sich unterwegs immer wieder rückwärts wenden und nach den Wolken sehen. Die schwammen jetzt als glatte dunkle Streifen auf dem helleren Himmelsrund, der Spuk war dahin. Aber mit einemmal war es, als sagte jemand neben ihm: „Ich bin nicht fort, ich bin nur heruntergestiegen, nun laufe ich hinter dir her!“

Er beschleunigte seinen Schritt, ein Schauer überlief ihn. Er meinte, etwas hinter sich zu hören, zuerst nur so matt, wie wenn ein Windhauch durch bebende Aeste fährt, aber dann deutlicher, ein Getrappel, näher und näher, — das Pferd!

Er lief mehr als er ging dem Hof zu, atemlos kam er an. Da stand die Base vor

der Tür, als hielte sie Ausschau. Er bemerkte in seiner Erregung nicht ihr verstärktes Aussehen.

„Laß den Fuchs nicht herein!“ schrie er ihr wild zu. Dann riß er die Stubentür auf



„Gesunden! Wo?“ fragte er tonlos.

und prallte zurück, — da standen Leute, Gendarmen!

„Sie sind verhaftet, man hat Ihre Frau gefunden!“

Seine Erregung war mit einem Schlag verebbt. Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. „Gesunden! Wo?“ fragte er tonlos.

„In Wilhelm Meins Ader liegt sie verscharrt. Sie stehen im Verdacht, sie umgebracht zu haben.“

„Ich? Wer hat das gesehen?“

„Sie wissen wohl, was gegen Sie spricht!“

„Spricht? Wer spricht?“ schrie er plötzlich. „Das Pferd etwa?“ brüllte er. „Es lügt! Wer wird denn einem Pferd glauben!“

Niemand antwortete ihm. Die Gendarmen führten ihn fort. — Er wurde dann den schrecklichen Ueberresten seiner Frau gegenübergestellt; aber er war nun

wieder ganz ruhig geworden, sein hölzernes Gesicht bewegte sich nicht. Er leugnete hartnäckig, an diesem Mord schuld zu sein.

Eines Tages führte man ihn wieder auf seinen Hof. Er ging stumpf dahin, den Kopf hielt er gesenkt. Man öffnete die Tür vom Pferdestall und hieß ihn eintreten. Er blieb in der Tür zögernd stehen.

„Hier ist die Tat geschehen,“ sagte der Untersuchungsrichter laut.

Heinrich Schulz hielt noch immer den Kopf gesenkt. Die Männer in atemloser Spannung regten sich nicht. Es war so still, daß man den Tropfenfall auf dem Dach hörte.

Plötzlich, in die Stille hinein, wachte ein Ton auf, hell, froh, ehrlich, wie ein langgezogener Triller, — das Wiehern des Fuchses, den man hergebracht hatte, und der nun seinen alten Herrn erkannte.

Heinrich erschauerte schreckhaft, seine Hände krampften sich ineinander, er hob den Kopf, er starrte auf das Pferd. Dann sagte er: „Da bist du ja!“ Aber er sagte es ruhig, ohne die verbissene Wut, die er sonst gegen das Tier gezeigt hatte, er sagte es wie aus langem, schwerem Schlaf erwachend, doch noch halb vom Traum umfangen.

„Hier ist die Tat geschehen,“ sprach noch einmal die Stimme des Unter-

suchungsrichters. „Gestehen Sie jetzt alles! Hier haben Sie Ihre Frau erwürgt, kein Mensch war auf dem Hof . . .“

Klar und hart ertönte die Stimme des Untersuchungsrichters.

Und da antwortete dieser lauten Stimme ein gedämpft murrendes Ton. „Aber das Pferd stand in seinem Stall.“

Der Untersuchungsrichter war einen Augenblick still, nachdem dieses leise Echo seiner Worte verklungen war. Dann fuhr er fort: „So war also kein Zeuge Ihrer Tat da, als dieses Tier, diese stumme Kreatur.“

Und die gedämpfte Stimme fiel wieder ein: „Es war nicht stumm, das Pferd wieherte.“

„Das Pferd wieherte“, wiederholte der Untersuchungsrichter, „aber kein Mensch sah die Tat. Sie haben Ihre Frau ermordet, weil Sie die Magd heiraten wollten. Das Mädchen ging dann ins Wasser, denn es ahnte die Zusammenhänge.“

„Nein, der Fuchs hat es ihr verraten“, murmelte Heinrich Schulz. Er richtete sich plötzlich auf wie ein Mensch, der seine Bande abschüttelt. Die Augen in seinem hageren Gesicht brannten. „Was soll ich denn noch leugnen? Sie wissen ja doch alles! Das Pferd hat keine Ruhe gegeben, bis sie's alle begriffen! Denn Gott war im Tier!“ —



## Wie der Wurm Dobler Hansi zu seinem Weib kam

Von Alois Hauzenberger

**D**er alte Wurm Dobler sitzt am großen, wuchtigen Tisch in der Stuben seines Hauses, schiebt die Brille auf die Stirnkante und schaut geradeswegs auf seinen Buam, der ihm gegenüber am Tisch sitzt. Jetzt kommt was! denkt sich der Hansi, des Wurmdoblers einziger Sohn, der heileibe kein kleiner Hansi mehr ist, sondern ein Prachtkerl, was seinen Körperbau und sein Aussehen anbelangte. Wenn der Vater seine Brille so über die Augen schob, dann kam immer etwas Wichtiges.

Das weiß der Hansi stets, obwohl er geistig etwas schwerfällig und arg schüchtern, das genaue Gegenteil seines Vaters ist.

„Hansi!“ — „Was denn, Vater?“ — Schweigen.

„Hansi!“ — „Was woast denn, Vater?“ — Schweigen.

„Hansi, du hast jetzt Zeit, daß d' heiratst! — Schau, daß d' a Bäuerin herbringst!“ — Schweigen. „Hast g'hört, Hansi?“

„Ja, Vater!“ — Schweigen. Dem